

# Perspektiven einer Objektanalyse

»Dinge als Prozess« – auf den ersten Blick ein Widerspruch in sich. Dinge sind leblose Gegenstände und eben keine Prozesse. Insbesondere im musealen Kontext wird von einer Stillstellung der Dinge gesprochen: herausgerissen aus ihrem ursprünglichen Kontext und ihrer eigentlichen Funktion enthoben, mutieren Gebrauchsgegenstände zu Objekten oder gar Exponaten. Auf den zweiten Blick eröffnet die Definition jedoch vielfältige Assoziationsketten, denn kein Ding ohne Prozess: Dinge sind gemacht und unterliegen daher je spezifischen Gestaltungs-, Produktions- und Verfallsprozessen. Darüber hinaus sind sie in unterschiedliche Verwertungs-, Aneignungs- und Verwendungszusammenhänge eingebunden. Jenseits ihrer reinen Funktionalität können sie aufgrund ihrer ästhetischen Anmutung auch Emotionen wie Staunen, Bewunderung oder Missfallen und Abwehr auslösen.

Manche Dinge gelangen aufgrund vielfältiger Entscheidungs- und Bewertungsprozesse in Museen und Sammlungen. Von den MuseumskuratorInnen nach unterschiedlichen Kriterien sortiert, eingeordnet und fixiert, können sie aber immer wieder aufs Neue dem Prozess der Bedeutungs-







produktion unterworfen werden. Schaffen die Objekte als Bedeutungsträger den Sprung vom Depot in die Schausammlung oder Ausstellung, rufen sie beim Publikum – oftmals auch von den KuratorInnen nicht intendierte – Reaktionen hervor. Die Rezeptionsprozesse in Museen und Ausstellungen sind jedoch schwer zu erfassen. Den vielfältigen Prozessen, denen Dinge unterliegen, aber auch jenen, die sie bei den BetrachterInnen auslösen, kann mittels der Methode der »Dichten Beschreibung« nachgegangen werden. Dabei geht es darum, die unterschiedlichen Bedeutungsebenen eines Objekts genau zu erfassen, um die potenziellen Narrative, die sich einem Objekt anlagern können, ausloten zu können. Mit einer so genannten »Mind Map« können die vielschichtigen Assoziationen, Eindrücke, Zuschreibungen und Kategorisierungen, die einem Objekt anhaften, zu einem Tableau formiert und damit visualisiert werden. Dennoch macht es wenig Sinn, museale Objekte in ihrer Vereinzelung zu analysieren. Interessant wird es dann, wenn sie in ihren je spezifischen musealen Umwelten, den Objektzusammenhängen und Inszenierungsformen in einem konkreten Raum, gleichsam zur Sprache kommen. In jedem Fall ist es gerade die Stillstellung der Objekte, die Statik des Mediums Ausstellung – im Unterschied zu der raschen, vom Publikum nicht zu steuernden Bilderfolge anderer Medien – die einen zweiten, einen nachträglichen Blick ermöglicht und damit jenen Reflexionsraum eröffnet, der erst die Interpretationsprozesse in Gang setzen kann. Durch das Zerlegen und Immer-wieder-neu-Zusammensetzen von Bildern und Narrativen, die den Objekten anhaften und von ihnen ausgelöst werden, können mittels der »Dichten Beschreibung« nicht nur die vielfältigen Lesarten von Ausstellungsobjekten, sondern auch die Bedingungen der Herstellung von Wissen freigelegt werden.



